Zeitschrift: Schweizerische Bauzeitung
Herausgeber: Verlags-AG der akademischen technischen Vereine
Band: 105/106 (1935)
Heft: 20

Vereinsnachrichten

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bericht über den Diskussionsabend des Zürcher Ing.- und Arch.-Vereins am 3. April d. J.

Einleitendes Referat von Arch. Peter Meyer.

[Das Folgende war als „Auto-Referat" geplant, hat sich dann aber mehr zu einem Aufsatz ausgewachsen. P. M.]

I.

Der Referent gab zuerst einen Ueberblick über die Situation der reformierten Kirche im Vergleich zur katholischen. Fünfzehn Jahrhunderte einer intensiven Entwicklung haben den gemeinsam-christlichen Kirchenraum gebracht, dem nur vier Jahrhunderte spezifisch reformierter Entwicklung gegenüberstehen, von denen zum mindesten zwei Jahrhunderte in die Epoche der Aufklärung des im ganzen eher kirchenfeindlichen Rationalismus fallen, in denen die Kirche als Bauprogramm bei weitem nicht mehr jene Rolle spielt wie in den voraufgegangenen Zeiten, in denen die ganze Stilentwicklung am Kirchenbau allein vollständig abgelesen werden kann. Es darf also nicht im Sinne eines Vorwurfes verstanden werden, wenn wir feststellen, dass der Protestantismus es nicht zu einer eindeutig abgeklärten eigenen Kirchenform gebracht hat: Auch die katholische Kirche hätte in dieser Zeit schwerlich mehr einen neuen Typus prägen können und sie hat heute, trotz ihren scheinbar eindeutigeren kultischen Forderungen, genau mit den gleichen Schwierigkeiten, genau mit der gleichen architektonischen Bodenlosigkeit zu kämpfen, wie die reformierte Kirche.

Beim Wort „Kirche" ohne näheren Zusatz denkt jedermann zuerst an jenen Typus des das Stadtbild überragenden baulichen Mittelpunktes, wie ihn jene fünfzehn Jahrhunderte entwickelt haben, und man gibt sich nur ungern Rechenschaft von den tiefgehenden Wandlungen, die die Kirche als Institution (nicht als Gebäude) in den letzten vier Jahrhunderten mit wachsender Geschwindigkeit durchgemacht hat. Im Mittelalter, der Zeit ihrer höchsten Blüte, bedeutete „Kirche" nicht wie heute eine geistige Macht neben anderen, die ihr den Rang streitig machen, nicht eine Angelegenheit für besondere Tage und besondere Volkskreise und einzelne religiös veranlagte Menschen, sondern eine im Leben jedes Einzelnen, so gut wie im Leben der Städte täglich, fast stündlich wirksame Macht, die schlechterdings alle sozialen Gebiete umfasste. Die kirchliche Form war die einzig denkbare Form der Wissenschaft, der öffentlichen Wohltätigkeit, des Unterrichts, der Krankenpflege und im Frühmittelalter sogar der staatlichen Verwaltung und Diplomatie. Man braucht gar nicht anzunehmen, dass die Menschen des Mittelalters stärker religiös waren, aber jedenfalls ging vieles, was sich inzwischen zum selbständigen Sondergebiet ausgewachsen hat, unter kirchlichen Organisationsformen vor sich, und so durften auch die Kirchen-*Gebäude*, als Gehäuse und Ausdruck der zentralen geistigen Macht, auch architektonisch als Stadtmittelpunkt auftreten. Auch ist zu bedenken, dass in vielen Städten zur Zeit der Kathedralenbauten, also im XIII. Jahrhundert, vielerorts die politische Macht noch in den Händen des Bischofs lag, gegen den die Bürgerschaft erst später ihre Freiheiten durchsetzte. Man muss immer wieder staunen, wenn man sich überlegt, dass die nur schon an Masse, Umfang und Kosten ungeheuren gotischen Kathedralen von Städten errichtet wurden, die etwa 25 bis 30 000 Einwohner hatten. (Der heutigen Einwohnerzahl von Zürich würden also vergleichsweise *zehn* Kathedralen entsprechen!)

Man vergegenwärtige sich dem gegenüber die heutige Situation: Die Kirche ist heute eine Organisation, die gegenüber dem Staat wie gegenüber dem Individualismus um ihre Existenz ringen muss. Weite Bevölkerungskreise sind ihr entfremdet, viele, die ihr nominell angehören, sind mehr durch eine Art traditioneller Pietät, mehr durch die Scheu vor einem Austritt als durch positive Mitarbeit mit ihr verbunden. Der Zusammenhang mit der staatlichen Macht ist zerrissen und Wissenschaft wie Künste haben sich ganz aus dem kirchlichen Zusammenhang gelöst. Die Kirche ist allenfalls Gegenstand und Auftraggeber, aber nicht mehr der umfassende Rahmen aller Künste und Wissenschaften. Es ist begreiflich, dass die Kirche — und zwar die katholische ebenso wie die reformierte — gezögert hat, die architektonischen Konsequenzen aus einer so unliebsamen Entwicklung zu ziehen. Man lässt sich gerne faszinieren vom imposanten Vorbild der schon im Diesseits triumphierenden Kirche des Mittelalters. Man kommt vom Aesthetischen her und verlangt von der Kirche den Effekt einer „Stadtkrone", man schwelgt in Erinnerungen an vergangenen Glanz, um sich davon dispensieren zu können, für die Situation der Gegenwart den adäquaten und somit weniger triumphalen Ausdruck zu suchen.

II.

Die Kirche des Mittelalters war durchaus nicht in erster Linie eine ästhetische Angelegenheit. Die grossartige Entwicklung des Kirchenkörpers und seine Gliederung in Langhaus, Querhaus, Chor und Apsis entstammt nicht der Fantasie der Architekten und ihrer Freude an „Bereicherung" des Baukörpers, sondern alle diese sehr schönen architektonischen Komplikationen lassen sich eindeutig auf Notwendigkeiten des Gebrauchs, auf liturgische Anforderungen zurückführen. Die Gliederung in ein Langhaus einerseits und eine östliche Raumgruppe, umfassend Querhaus und Chor anderseits, entspricht der Trennung zwischen Laien und Priesterschaft und wenn frühmittelalterliche Kirchen im Westen des Langhauses einen umschlossenen Binnenhof anlegen, von dem man das Langhaus durch eine kryptenartige Vorhalle betritt, in der der Taufbrunnen steht, so entspricht auch das der liturgischen Gliederung der Gemeinde in Mitglieder und solche, die sich erst um die Mitgliedschaft bewerben; diesen letztgenannten ist der Vorhof zugewiesen, von dem aus der Weg zur Mitgliedschaft über das Sakrament der Taufe führt. Das bewunderungswürdige Motiv der von einem Arkadenumgang umgebenen Apsis entstammt dem Bedürfnis von Wallfahrts-Kirchen, den Altar, unter dem die Gebeine eines Heiligen ruhen, in feierlicher Prozession umschreiten zu können, und die Anlage von Radialkapellen, oder erweiterten und verdoppelten Querschiffen entstammt der Notwendigkeit, die Zahl der Altäre zu vermehren, um jedem Mitglied der oft Hunderte zählenden Mönchsgemeinschaft Gelegenheit zu geben, täglich eine Messe zu lesen, wie die Ordensregel es vorschreibt.

Es ist wichtig, sich von diesen Zusammenhängen wenigstens andeutungsweise Rechenschaft zu geben, um nicht den reformierten Kirchenbau mit falschen Masstäben zu messen.

III.

Wenn man betont, die reformierte Kirche sei in allererster Linie *Predigtkirche* und nicht wie die Kirche des Mittelalters die Bühne für ein kompliziertes, Priesterschaft und Gemeinde umfassendes Ritual, so ist nicht zu vergessen, dass sich diese Entwicklung schon vor der Reformation auf dem Gebiete der Bettlerordenskirche anbahnte. Es sind dies die Kirchen der Franziskaner, der Dominikaner und verwandter Orden, die sich aus einer mystischen und vergleichsweise demokratischen Einstellung heraus mit der Missionierung der Laien befassten, wobei die Predigt, entsprechend dem schon vor der Reformation gefährlich anwachsenden Raisonnement innerhalb der Kirche und gegen die Kirche eine immer grössere Rolle spielt. Diese Minoritenkirchen verzichten auf die reiche bauliche Gliederung der Kathedralen und der Benediktinerklöster, sie mildern die Trennung zwischen Klerus und Gemeinde, und grundsätzlich unterscheiden sie sich nur noch in einem — allerdings wichtigen Punkt vom Programm der reformierten Kirche: Der Hochaltar im Blickpunkt des Langhauses bleibt der unbestrittene architektonische und geistige Mittelpunkt, die Stätte des Allerheiligsten, der Hostie. Die reformierte Kirche hat keinen solchen Sakralmittelpunkt, der Abend-

mahltisch, dieses Rudiment eines Altars, ist zwar noch die Stätte der nurmehr an wenigen Sonntagen des Jahres vorgenommenen sakramentalen Handlungen, aber er selbst ist nicht geweiht, so wenig wie die reformierte Hostie, weil die Reformation die Weihe nicht in den Gegenstand, sondern in das die Hostie empfangende Gemeindemitglied legt.

Vom ersten Augenblick an laborierte darum der reformierte Kirchenbau an den gleichen Problemen, mit denen sich seine Architekten noch heute herumschlagen: Der Architekt steht im Bodenlosen, er erhält keine Direktiven in der allerwichtigsten Frage, ob auch die reformierte Kirche ein Sakralbau sei oder nur eine Art gediegener Versammlungssaal.

IV.

Was heisst „Sakralbau"? Doch wohl ein Bau, der schon als solcher, d. h. unabhängig von den sich darin vollziehenden kultischen Handlungen, und auch in der Zeit, in der solche Handlungen gar nicht stattfinden, für sich allein eine bestimmte Weihe hat. Das ist bei der katholischen Kirche ohne Zweifel der Fall: der Altar wird bei der Kirchweihe vom Bischof ausdrücklich konsekriert, er ist die Stätte des Allerheiligsten und desgleichen sind die verschiedenen Oertlichkeiten im Kirchenkörper: die Seitenaltäre, der Kreuzaltar vor dem Lettner, die Märtyrer- oder Stiftergruft in der Krypta, der Taufbrunnen in der Vorhalle, die Erzengelkapellen in den Türmen oder über dem Eingang usw. Stellen ausgeprägter Heiligkeit. Der mittelalterliche Kirchenbau ist gewissermassen eine Landschaft, in der man von einem Heiligtum zum andern pilgern kann. Nichts dergleichen gilt für die reformierte Kirche: Sie ist ganz ausschliesslich auf die Gemeinde der Gläubigen gestellt; der Kirchenbau ist lediglich Gehäuse ohne eigene Bedeutung. Die sakralen Bauformen, die im katholischen Kirchenbau ihren guten Sinn haben, haben ihn also nicht ohne weiteres auch für die reformierte Kirche. Nun macht der Architekt aber immer wieder die Erfahrung, dass sich auch reformiert-kirchliche Kreise hierüber nicht ganz im klaren sind, oder dass sie sich doch ungern von dem imposanten Vorbild der mittelalterlichen Kirche trennen. Die Forderung, dass der Kirchenbau nicht lediglich ein Versammlungsaal von schul- oder festsaalmässigem Charakter sein soll, dass vielmehr in der Architektur die besondere Bedeutung und Würde der kirchlichen Versammlung fühlbar sein soll, besteht gewiss zu Recht. Nur ist zu fragen, ob sich diese gehobene Formensprache einfach aus der Uebernahme der traditionellen Sakralformen entwickeln lässt. Hier liegt der Schwerpunkt der ganzen Diskussion. Die eine Strömung unter Architekten und Auftraggebern hält am monumentalen Kirchentypus fest: Möglichst imposante Wirkung des Raumes, möglichst imposante und interessante, ja im Interesse der Propagandawirkung nicht selten geradezu sensationelle Ausbildung des Turmes und der Eingangspartie, monumentale Zentrierung des Innenraumes mit Häufung der Formakzente in der Mittelaxe und an der symmetrisch gegliederten Stirnwand, wobei dann eine Frage zweiten Ranges ist, ob dieses Raumprogramm mit mittelalterlichem, klassizistischem oder irgend einem modernistischem Formapparat durchgeführt wird. Zur Rechtfertigung solcher Monumentalkirchen wird angeführt, sie seien erstens der Würde der kirchlichen Versammlung angemessen, und zweitens müsse durch die Mittel der Architektur, der Malerei, Glasmalerei, durch Orgel, konzertmässigen Chorgesang usw. usw. dem Kirchenbesucher etwas „fürs Gemüt" geboten werden, sodass er auch dann befriedigt heimgehen könne, wenn ihm die Predigt wenig oder nichts geboten haben sollte.

Es war sehr sympathisch, in der Diskussion zu hören, wie gerade von theologischer Seite die Selbstverständlichkeit, dass sogar beim gleichen Prediger zwischen guten Predigten auch schwächere vorkommen, offen zugegeben wurde, dass man aber trotzdem Bedenken äusserte, sich von aussen her durch die Mittel der Architektur und angewandten Künste stützen zu lassen. Denn besteht nicht die Gefahr, dass diese „künstlerischen Mittel" gerade dann, wenn sie wirklich wirksam sind, auch eine *gute* Predigt überdecken oder jedenfalls stark davon ablenken können? Ist es nicht im Grund ein mit Pomp vorgetragenes Armutszeugnis, wenn man von vornherein nach äusseren Mitteln sucht, um den Kirchenbesuch zu heben, ein Misstrauen in die innere Kraft des reformierten Gottesdienstes? Die Künste selbst haben immer dann ihre höchste Blütezeit erlebt, wenn sie bescheiden *gedient* haben, und es ist von vornherein ein Dekadenz-Symbol, wenn die Kunst sich selbst als autonome Kulturpotenz vordrängt.

V.

Die andere Richtung, vertreten von den meisten jüngeren Architekten, und, wie sich bei der Diskussions-Versammlung zeigte, sogar von älteren Vertretern der Geistlichkeit, leugnet das Bedürfnis nach einer gehobenen, betont feiertäglichen Stimmung im Kirchenraum keineswegs, aber sie versucht diese Stimmung aus dem Profanen zu entwickeln durch eine ästhetische Steigerung und Intensivierung der praktischen Notwendigkeiten, im Gegensatz zur andern Richtung, die von den alten „katholischen" Sakralformen ausgeht, unter Abschwächung und Verdünnung ihres Symbolgehaltes. Ein Blick auf den Islam ist lehrreich: Auch dort gibt es bekanntlich architektonisch grossartig entwickelte Moscheen, aber trotzdem ist solche Formentfaltung nicht „notwendig"; prinzipiell wird jeder beliebige profane Raum zur Moschee, in dem einmal vom Priester das Freitagsgebet gesprochen wurde. Diese zweite Richtung im reformierten Kirchenbau, der, wie wir glauben, die Zukunft gehören wird, legt keinen Wert auf pompöse oder sensationelle Architektur-Entfaltung. Sie hat etwas Zurückhaltendes, sie nimmt lieber die Gefahr einer gewissen asketischen Leere auf sich, als die einer Ueberinstrumentierung. Wenn in einem solchen Raum die Predigt versagt, so geht der Besucher sicher unbefriedigt heim, aber es ist die sozusagen saubere, gesunde Unbefriedigtheit des Hungers, während zu befürchten ist, dass man im gleichen Fall aus den pompösen Kirchen mit historisch- oder modernistisch-„künstlerischem" Formapparat mit verdorbenem Magen heim geht. Man entschuldige diesen, der Deutlichkeit zuliebe herangezogenen Vergleich. Man könnte auch so sagen: Es ist besser, wenn sich eine gehobene, ins Geistige führende Diskussion aus einem gewöhnlichen Gespräch in banaler oder doch profaner Tonart entwickelt, als wenn von vornherein ein salbungsvoller Sakraltonfall und eine feierliche Gebärdesprache in Szene gesetzt wird, der dann der Inhalt nicht entspricht. Im ersten Fall bleibt die Unterhaltung, wenn sich die Inspiration nicht einstellt, eben im Bescheiden-alltäglichen, ohne dass etwas gewonnen, aber auch ohne dass etwas beschädigt wird. Im zweiten Fall gerät man in den Leerlauf der Rhetorik, in die bösartige Dämonie der Pose, die das Geistige eben dadurch vergiftet und profaniert, dass sie höhere Ansprüche zu stellen vorgibt als sie erfüllt. Diese zweite, vergleichsweise asketische Gruppe kann natürlich mit der monumental-endgültigen sakralen Hintereinanderschaltung von Taufstein, Abendmahltisch, Kanzel, Dirigentenpult und Mittelakzent des Orgelprospektes oder bunt verglasten Mittelfenstern in der Stirnwand nichts anfangen. Sie empfindet diese Gleichbehandlung unzusammengehöriger Akzente als eine Art Anmassung und fast als Brutalität, als ein bedrückendes und starres Schema, das die wirkliche Bedeutung einem äusserlichen Effekt zuliebe vergewaltigt; man stellt die Kanzel lieber auf die Seite und nicht in die Mittelaxe, wodurch sie etwas Unverbindliches, Bescheidenes bekommt; der Prediger erhebt weniger den Anspruch auf apodiktische Unfehlbarkeit, wenn er von der Seite, als wenn er aus der monumentalen Mitte predigt. *Architektonisch ist die seitliche Stellung der Kanzel gewiss weniger „wirkungsvoll", vielleicht sogar ein wenig sonderbar oder ungeschickt, aber die Kirche ist nicht in erster Linie eine architektonische Veranstaltung, die sich nur nach den Rücksichten der wirkungsvollsten Disposition zu richten hätte.* — Auch hier wieder eine islamische Parallele: Auch in den Moscheen

gibt es eine Art Kanzel; eine ziemlich hohe Treppe und zu oberst ein kleiner Pavillon (Mimbar). Vom architektonischen Standpunkt wäre es nun selbstverständlich, dass der Prediger von diesem Kanzelpavillon aus zu predigen hätte. Dies tut er aber nicht, sondern er predigt stets von der 3. Stufe aus, denn: oben predigte Mohammed der Prophet, und es geziemt sich nicht für seine geringen Nachfolger von der gleichen Stelle aus zu predigen! Das ist, wie gesagt architektonisch gesehen, ein Unsinn, aber es ist eine grossartige Geste der *Bescheidenheit,* und eine ähnliche Geste der Bescheidenheit sehen wir in der seitlichen Stellung der Kanzel in reformierten Kirchen. Der Platz in der Mitte wird dann frei für den Abendmahltisch, der zwar nicht ausdrücklich geweiht, aber doch vom Nimbus des Altars umwittert ist. Höchst schwierig zu fassen bleibt hier wie im ersten Fall die Stirnseite. Doch ist das Problem dadurch gemildert (wenn auch nicht gelöst), dass der Blick der Zuhörer schräg auf die Kanzel und nicht frontal gegen diese Stirnwand gerichtet ist.[1]) Was soll man mit dieser Wand machen? Allfällige Glasmalereien oder eine pompös aufgeblähte Orgel, oder eine stark erhöhte Tribüne für den Chor sind gewiss keine Lösungen. Vielleicht wäre eine Wandverkleidung aus edlem Material, das gerade die Mitte hält zwischen der Leere der weissen Wand und der zu grossen Aufdringlichkeit „interessanter" künstlerischer Massnahmen das Richtige. Eine Wandverkleidung, die das Kunststück fertig bringt, mit edlem Abstand unauffällig zu sein? Man darf gespannt sein, ob das der Marmorwand in der neuen Basler Johannis-Kirche gelingen wird.

VI.

Mit ebenfalls erfreulicher Deutlichkeit kam zum Ausdruck, dass man sich allmählich auch über die Widersinnigkeit riesiger protestantischer Kirchen überhaupt klar zu werden beginnt. Darüber, dass die reformierte Kirche mit dem *Begriff der Gemeinde* steht und fällt, ist man sich dogmatisch schon immer im klaren gewesen, aber organisatorisch und architektonisch wurde daraus nie die nötige Konsequenz gezogen. Diese riesigen Kirchen, die an monumentaler Raumausdehnung und äusserem Effekt als „Stadtkrone" mit den Domen des Mittelalters wetteifern, sind an gewöhnlichen Sonntagen zu dreiviertel leer und nur an hohen Kirchenfesten — sind es wirklich *Kirchen*-Feste und nicht vielmehr konzertmässige Veranstaltungen, die schon an den Begriff „circenses" grenzen? — füllen sich Saal und Emporen. Der Prediger kennt nahezu niemand unter seinen Zuhörern, die Zuhörer kennen sich nicht untereinander und ihr Verhältnis zum Prediger ist das artistischer Kritik oder Bewunderung, ungefähr wie man der Leistung eines Vortragenden, eines Sängers oder Schauspielers gegenübersteht. Mit der Idee der „Gemeinde" hat die Armseligkeit gewöhnlicher Sonntage und der Betrieb solcher Festtage nicht viel zu tun, sodass sich gerade aus religiösen Kreisen die Stimmen mehren, die darauf dringen, ganz von untenauf kleine Gemeinden neu aufzubauen, in denen ein wirkliches *Gemeinschaftsgefühl* zwischen Gemeindegliedern und Pfarrer möglich ist. Solchen Gemeinden würde eine Vielzahl kleiner bescheidener Versammlungsräume entsprechen, und *dahin* weist auch die architektonische Entwicklung. Es kann gewiss nicht geleugnet werden, dass die bescheidene Ausstattung und nichtaxiale Anordnung der Kanzel bei grossen Bauten befremdlich wirkt, die eben schon durch ihre Raumvolumen den Anspruch auf eine Monumentalität erheben, der dann von dieser Anordnung nicht erfüllt wird. Je kleiner die Bauten sind, desto bescheidener ihr Anspruch und desto angemessener auch die bescheidene Instrumentierung. Vor Jahren haben wir an dieser Stelle in betonter Zuspitzung gesagt, Wellblechbaracke und Heilsarmeezelt seien streng genommen die einzige mögliche Form der reformierten Kirche: das war natürlich cum grano salis zu verstehen, — inzwischen hat die Entwicklung diese Meinung doch wohl eher bestätigt als widerlegt.

Nur in solchen kleineren Kirchen lässt sich der verloren gegangene Kontakt zwischen Gemeindegliedern und Pfarrer wieder herstellen und das persönliche Interesse und Verantwortungsgefühl der Gemeindeglieder ihrer Kirche gegenüber wieder wecken. Ein kleiner aber bezeichnender Zug dafür, wie sehr dieses Gefühl heute erloschen ist, bildet die Notwendigkeit des Einbaues von elektrischen Läutwerken, weil man keine Gemeindemitglieder oder Buben mehr findet, die freiwillig die Funktion des Glöckners auf sich nehmen. Es hat mir einen tiefen Eindruck gemacht, als ich zufällig dazu kam, wie in der Kathedrale von St. Albans bei London sechs oder acht Gentlemen zusammenkamen, um die Glocken zu läuten; junge Herren in elegantem Sportdress, für die das eine selbstverständliche gesellschaftliche Funktion bedeutet. Auch dem Komfort der Neuzeit gegenüber wäre eine gewisse bewusste Zurückhaltung nicht minder angemessen wie gegenüber einem allzu vordringlichen Kunstgewerbe.

Dass die Notwendigkeit eines kleineren Kirchenraumes wirklich mancherorts empfunden wird, ist aus den Versuchen ersichtlich, bei kirchlichen Grossbauten neben dem Hauptraum noch eine besondere „Feier-Kirche" anzuordnen. Als architektonische Ueberlegung ist das sehr richtig, aber es scheint mir ausgesprochen unreformiert zu sein, denn es ist gerade das Wesen der reformierten Kirche, dass alle sakralen Handlungen vor versammelter Gemeinde vor sich gehen und nicht abseits im Verborgenen.

Man hatte an dem Diskussionsabend des Z. I. A. den erfreulichen Eindruck, dass die Meinungen von Architekten und Pfarrern in dieser Richtung konvergieren, sodass man zuversichtlich hoffen darf, dass das zu Lösungen führen wird und vielleicht ist die reformierte Kirche der Schweiz mehr als jede andere in der Lage, gleichgesinnte Architekten für diese Aufgabe zu finden.

*

Votum von Pfr. Max Frick am Grossmünster Zürich.

Eine protestantische Kirche bauen kann nur der, der weiss, was das *Wesen* der reformierten Kirche ist. Die Kirche ist nicht ein Verein zur Abhaltung von religiösen Vorträgen und Feierlichkeiten, ebensowenig eine Veranstaltung zur Wohlfahrtspflege, sondern die *Gemeinde,* die einen Ruf von Gott her erhalten hat. (Das griechische Wort Ekklesia bedeutet: die „Volksversammlung" der durch den Herold zusammengerufenen Bürger eines Freistaates. In der Kirche handelt es sich um die durch das Wort Gottes zusammenberufene Gemeinde.) *Die Kirche ist also nach reformierter Auffassung die Gemeinde der Erwählten.* Der Heidelberger Katechismus, eines der grundlegendsten Bekenntnisse der reformierten Kirche, definiert folgendermassen: „Was glaubst du von der einen, heiligen allgemeinen christlichen Kirche? Dass der Sohn Gottes aus dem ganzen menschlichen Geschlecht sich eine auserwählte Gemeinde zum ewigen Leben durch seinen Geist und sein Wort in Einigkeit des wahren Glaubens, von Anbeginn der Welt bis ans Ende sammelt, schützt und erhält, und dass ich ein lebendiges Glied derselben bin und ewig bleiben werde. — Was verstehst du unter der Gemeinschaft der Gläubigen? Erstlich, dass alle und jede Gläubigen an dem Herrn Christus und an allen seinen Schätzen und Gaben Gemeinschaft haben; zum Andern, dass ein jeder seine Gaben zu Nutz und Heil der andern Glieder willig und mit Freuden anzulegen sich schuldig wissen soll." Beides ist hier gleich wichtig: Dass es sich nicht um einen losen Klüngel zusammengelaufener Menschen, sondern um eine Gemeinde, eine *Gemeinschaft* handelt, und dass diese Gemeinde nicht durch menschliche Uebereinkunft, sondern durch Gottes *ewige Erwählung und Berufung* zusammengekommen ist. Daraus ergibt sich die Forderung, dass der Kirchenraum den folgenden zwei Tatsachen Ausdruck zu geben hat: 1. der *Gemeinde,* 2. der *Jenseitigkeit* derselben.

[1]) Vgl. die ungesuchten, natürlichen, und gerade darum so stimmungsvollen Lösungen in Einigen und Soglio (Seite 225). Red.

Der protestantische Kirchenraum darf also kein „mystischer" Raum sein, wenn unter mystisch irgendetwas Zauberhaftes verstanden wird, ebensowenig aber auch ein blosser „Hörsaal". Als Gemeinschaftsraum der auf Gottes ewiges Wort gegründeten Gemeinde, soll er sich auszeichnen durch unbedingte *Echtheit* und *Sachlichkeit* (wobei Sachlichkeit nicht mit Gemütlosigkeit und Frostigkeit zu verwechseln ist!), durch *Schlichtheit,* die nicht Menschenwerk aufdringlich in den Vordergrund stellt, und durch *Wohnlichkeit,* die den Gemeinschaftsgedanken wiedergibt. Schmucklosigkeit ist kein reformiertes Erfordernis, wenn auch die Reformation zur Vermeidung einer religiösen Deutung des Schmuckes ihn aus der Kirche völlig entfernte. Da für uns die Gefahr dieser Missdeutung nicht mehr besteht, und auch die heilige Schrift ausdrücklich erwähnt, dass Gott den Kunstverständigen künstlerischen Sinn verliehen habe, damit sie das Heiligtum schmücken (2. Mose 31, 6), steht der Ausschmückung des Kirchenraumes nichts entgegen, sofern diese diskret genug ist, sodass sie nicht die Aufmerksamkeit des Gemeindegliedes auf sich zieht. Der sachgemässeste Schmuck einer protestantischen Kirche ist auf alle Fälle in einer sauberen und gewaltigen Architektur zu suchen.

Die *Stellung der Kanzel* kann axial oder seitlich sein, wenn nur das Grundproblem richtig erfast wird: Möglichst in die Gemeinde hinein! Dazu ist es notwendig, dass die Kanzel so tief als möglich angeordnet wird, wobei freilich die akustischen Notwendigkeiten nicht übersehen werden sollen. Vor der Kanzel soll eine möglichst geschlossene Gemeinde sein, die nicht durch einen Mittelgang dermassen zerschnitten ist, dass der Pfarrer in einen Leerraum hinein redet. (Da der Mittelgang häufig nicht zu umgehen ist, ist in dieser Beziehung die seitlich angeordnete Kanzel im Vorzug, wie sie überhaupt weniger repräsentativ und dafür etwas familiärer wirkt. Es geht aber ebensowenig an, zu erklären, die seitliche Stellung sei die einzig gegebene, wie zu behaupten, die axiale Stellung sei die normal protestantische!) Aus akustischen, wie auch aus psychologischen Gründen ist die in der Mitte der Längsseite angeordnete Kanzel zu verwerfen. Es gibt für den Pfarrer nichts Unbehaglicheres als die Notwendigkeit, in einen Querraum hineinreden zu müssen; und auch für die Zuhörer an den beiden Flügeln ist es ein störendes Gefühl, vom Prediger nicht angesehen und darum auch nicht richtig beachtet zu werden. Eine Kirche mit quergestelltem Schiff muss deswegen grundsätzlich als verfehlt betrachtet werden.

Der *Abendmahlstisch* gehört unbedingt in die zentrale Stellung; denn beim Abendmahl kommt der Gedanke der Gemeinschaft der Erwählten am deutlichsten zum Ausdruck. Bei seitlich angeordneter Kanzel ergibt sich allerdings leicht die Schwierigkeit, dass der Abendmahlstisch in eine leere Apsis hineingerät, die frostig wirkt, solange nicht Abendmahl gehalten wird. Auf alle Fälle muss dann dafür gesorgt werden, dass die Apsis an gewöhnlichen Sonntagen nicht als blosser Hohlraum wirkt.[1]) Wird der *Taufstein* seitlich angeordnet, so ergibt sich zwar eine gewisse Symmetrie zwischen seitlicher Kanzel, Abendmahlstisch und Taufstein; jedoch verliert dann der Taufstein seine überragende Bedeutung. Deswegen empfiehlt es sich, den Taufstein zugleich als Abendmahlstisch zu benützen, sodass beide Sakramentshandlungen wirklich im Zentrum der Gemeinde stattfinden. Eine Scheidung in einen besonderen Taufstein und einen besonderen Abendmahlstisch hat sachlich keinen Grund.

Die *Sängerplätze* sollen, da die Kirche kein Konzertgebäude ist, möglichst diskret angeordnet werden. Ein Kirchenchor ist nur eine besondere Stimme aus der Gemeinde heraus und nicht ein konzertierender Verein. Zudem wirkt ein leerer Sängerplatz an den Sonntagen, an denen der Kirchenchor nicht mitwirkt, in der Regel als wüstes Loch. (Uebrigens ist auch der singende Chor mit dem gestikulierenden Dirigenten kein besonders ästhetischer Anblick!) Ergibt sich daraus der Wunsch, dass die Sängerplätze wenn möglich im Rücken der Gemeinde angeordnet werden, so ist damit auch die Stellung der *Orgel* gegeben; denn diese wird aus akustischen Gründen und um des guten Zusammenschlusses mit dem Kirchenchor willen am besten bei den Sängerplätzen angeordnet. Damit wird dann allerdings auf ein dekoratives Element im Angesicht der Gemeinde verzichtet; dafür gewinnt dann aber der Taufstein als Zentralpunkt der Kirche an Bedeutung. Ein gutes biblisches Bild ober Glasgemälde oder ein an die Rückwand geschriebenes eindrückliches Bibelwort kann dann den nötigen Schmuck bilden, der bedeutend sachgemässer ist.

Falls *Emporen* nötig sind, damit die genügende Platzzahl erreicht wird, sollen diese so tief als möglich gehalten werden, damit die Einheit der Gemeinde möglichst wenig zerrissen wird und auch die Kanzel möglichst tief gehalten werden kann. Die hohen Schwalbennester als Kanzeln haben nicht bloss für den Pfarrer etwas Unbehagliches an sich, sondern sie heben den Prediger auch in ungebührlicher Weise über die Gemeinde hinaus, wo er doch nichts anderes sein soll als eine Simme aus der Gemeinde heraus. Wird die Orgel auf die Empore gestellt, so muss auf alle Fälle oberhalb der Orgel noch genügend Raum sein, da sonst ihr Klang gedrückt wird.

Für kleinere Kirchen sind die Lösungen viel leichter möglich als für grosse. Kleine Kirchen sollten in ihrer Art etwas von einer Wohnstube am Weihnachtsabend an sich haben, in der die herzliche Gemeinschaft und die Freude über das Geschenk Gottes zum Ausdruck kommt.[2]) Grosse Kirchen sollten nur eine Erweiterung dieses Gedankens sein. Sie entsprechen ohnehin dem Gemeindegedanken wenig; darum muss es vermieden werden, dass sie blosse Repräsentationsbauten werden. So schwer hier die Aufgabe ist, so bleibt sie doch immer die gleiche: einen Raum zu schaffen, der zum Ausdruck bringt, dass hier die Gemeinschaft derer zusammenkommt, die Gottes Ruf vernommen haben und ihn darum gemeinsam anbeten und um Kraft und Wegweisung bitten wollen. *Der* Kirchenraum entspricht am besten der reformierten Kirche, der am klarsten kundtut, was das neue Testament ausspricht: „Ihr seid das auserwählte Geschlecht, die königliche Priesterschaft, das heilige Volk, das Volk des Eigentums, damit ihr die herrlichen Taten dessen verkündigt, der euch aus der Finsternis zu seinem wunderbaren Lichte berufen hat, euch, die ihr ehemals kein Volk waret, jetzt aber Gottes Volk seid, die ihr nicht begnadigt waret, jetzt aber begnadigt worden seid!" (1. Petr. 2, 9. 10.)

*

Zwischenbemerkung der Redaktion. Es war beabsichtigt, diese Kirchendiskussion durch geeignete Bilder zu begleiten. Bei deren Auswahl wäre man indessen Gefahr gelaufen, dass sie als Beispiele in „gute" und „schlechte" gedeutet würden, und so die Aufmerksamkeit vom Text, von dem Wort abgelenkt oder dessen Sinn verwischt worden wäre. So haben wir auf Bilderschmuck verzichtet und uns auf das Wort beschränkt, übrigens dem Geist der protestantischen Kirche entsprechend. Zudem sind einzelne der Autoreferate derart umfangreich geworden, dass wir glauben, im Interesse des Lesers am besten zu tun — aus der Not eine Tugend machend — dieses gesamte architektonische Religionsgespräch in ungebrochenem Zuge abrollen lassen. Manches davon ist ja in der Tat auch für weitere Kreise interessant und wertvoll genug. Aus dem auf Seite 234 folgenden Sitzungsprotokoll, das noch einige Diskussionsvoten enthält, geht dann die unverkennbar überwiegende, unpathetische Auffassung jener denkwürdigen Versammlung hervor, eben die gesuchte und im hohen Mass auch gefundene Abklärung des architektonischen Problems einer auch im baulichen Sinne „reformierten", protestantischen Kirche.

[1]) Vergleiche z. B. die Kirche Oberstrass in Band 55, Seite 264 (14. Mai 1910). Red.

[2]) Vergl. die ländlichen Beispiele auf Seite 225! Red.

Votum von Arch. Martin Risch, Zürich.

Wie jede Revolution unter der Fuchtel des Fanatismus steht, so hat auch die Reformation mit puristischem Eifer die Kirchen ausgeräumt und nach ihrem Zweck umgestaltet. Dass dabei die Altäre und eigentlichen Heiligenbilder verschwinden mussten, ist selbstverständlich, dass aber überhaupt alle Werke der bildenden Künste zerstört worden sind, dass die schönsten Glasmalereien in Fässer eingestampft und die Orgeln als Stimmen des Teufels verbannt wurden, das müssen wir heute bedauern. Die Reformation hat damit das Kind samt dem Bade ausgeschüttet. Sie hat die sinnliche Komponente der menschlichen Psyche übersehen und allzusehr nur auf den Verstand abgestellt. Vielleicht hat da die Reformation ihr Werk nicht ganz zu Ende geführt. In den ersten Zeiten hat der Glaubenseifer selbstverständlich über diese Lücke hinweggeholfen. Der Gehalt der neuen Lehre war so stark, dass er sogar Jahrhunderte lang den Mangel an künstlerischer Gestaltung des Kirchenraumes nicht zum Bewusstsein kommen liess. Dies umso weniger, als der architektonische Bestand der alten Kirchen, die den neuen Bedürfnissen angepasst wurden, erhalten blieb. Man hatte somit immer noch schöne Kirchenräume. Nach und nach mussten aber neue reformierte Kirchen erstellt werden und es sind viele solche Kirchen aus dem 18. Jahrhundert erhalten, die als eigentliche reformierte Predigtkirchen bezeichnet werden müssen, und die uns auch heute noch zusagen. Aber sie entstanden in einer stilsicheren Zeit und wurden deshalb zu vollgültigen Architektur-Schöpfungen. Schlimmer ist es eigentlich erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter dem allgemeinen architektonischen Zerfall geworden. Da begann das Aufwärmen der historischen Stile der Reihe nach mit dem unvermeidlich negativen Erfolg. Um die Jahrhundertwende glaubte man die Form der evangelischen Kirche neuerdings gefunden zu haben in einer Art Zentralkirche. Aber nach und nach kam der Zwiespalt zwischen der inneren, notwendig sich ergebenden Axe und der allgemeinen Form zum Bewusstsein. Man kam mit dieser Form nicht weiter und das Problem der evangelischen Kirche blieb weiter eine brennende Frage.

Was ist der reformierte Gottesdienst? Voran steht mit überragender Bedeutung die Predigt. Sie bildet den Kern des reformierten kirchlichen Lebens. Als allgemeine Aeusserungen kennen wir noch das Gebet und den Gemeindegesang, und als eigentliche sakrale Handlungen das Abendmahl, die Trauung und die Taufe. Die Predigt hängt unlösbar mit der Persönlichkeit des Geistlichen zusammen, wenn schon die allgemeine Grundlage das unveränderliche Evangelium bildet. Von der Eignung und Begabung des Geistlichen hängt die Wirkung der Predigt ab, somit mehr oder weniger vom Zufall. Der Gemeindegesang ist gewiss eine schöne Gemeinschaftsäusserung, er ist nicht in erster Linie als Kunstäusserung, sondern als gesungenes Wort Gottes als Ergänzung zum gesprochenen Wort aufzufassen. Auch er ist in bezug auf seine musikalische Qualität vom Zufall abhängig.

Der Predigt und dem Gemeindegesang stehen in der katholischen Kirche Altar und Messe gegenüber, und erst in dritter Linie kommt die Predigt. Also steht der reformierten Predigt und dem Gemeindegesang, die beide dem Zufall unterworfen sind, auf katholischer Seite die liturgische, absolut feststehende Messe gegenüber in Verbindung mit dem Hochaltar, der als eigentliche Wohnung Gottes aufgefasst wird und ein hochstehendes Kunstwerk ist oder sein sollte. Dazu kommt die musikalische Messe, die in einem schönen Kirchenraum zu einer höchsten Kunstäusserung wird und irgendwo sind Religion und Kunst miteinander verwandt.

Mit dieser Gegenüberstellung möchte ich nur auf das Gefährliche hinweisen, das in der überragenden Stellung und Bedeutung der Predigt als weitaus wichtigste Aeusserung des evangelischen Gottesdienstes liegt. Wenn die Predigt versagt, entsteht eine peinliche Leere und der Kirchengänger sucht irgendwie nach Erbauung. Diese Gefahr hat die katholische Kirche wohlweislich vermieden und wir haben in der evangelischen Kirche allen Grund, alles zu tun zur Bannung dieser Gefahr. Und dazu gehört vor allem ein stimmungsvoller Kirchenraum.

Wie soll dieser aussehen und was für Mittel zu seiner Gestaltung haben wir? — Die allgemeinen, rein praktisch formulierten Programmpunkte sind klar und unbestritten: Gute Akustik, Sicht von allen Plätzen auf die Kanzel und genügende Belichtung. Weniger klar sind die Forderungen in bezug auf die Stellung der Kanzel, der Orgel, der Sängerempore und des Abendmahltisches. Vor allem die Stellung der Kanzel! Sie hängt mit dem Wunsche der Kirchgemeinde eng zusammen, ob eine reine strenge Predigtkirche gefordert wird, oder ob der Eignung der Kirche zur Aufführung grösserer kirchlicher Konzerte Gewicht beigelegt wird. Da ist unbedingt der Wille der Gemeinde massgebend, beide Standpunkte lassen sich mit guten Gründen vertreten.

Wird eine reine Predigtkirche gefordert, und das wird meistens der Fall sein, dann ist die Stellung der Kanzel meines Erachtens absolut klar: sie muss in der Mittelaxe vor der Gemeinde stehen. Das idealste Bild einer Predigt vermittelt wohl die biblische Bergpredigt! Das Volk schart sich um Christus in Form eines Halbkreises, dessen Mittelpunkt Christus bildet. Das Volk will Christus auch sehen und wenn möglich von vorne sehen. Zuhörer im Rücken von Christus sind nicht recht denkbar. Auch der Prediger will seine Gemeinde sehen. Aus ganz natürlichen akustischen und optischen Gründen wird man sich Christus vor der Gemeinde und in der Mitte denken.[1]) Wenn wir dieses Idealbild der Predigt in den geschlossenen Raum übertragen, ergeben sich logischerweise einige Modifikationen: so wird sich ein halbkreisförmiger Raum in akustischer Hinsicht nicht sicher bewähren, und in architektonischer Beziehung wird er stets eben etwas «halbes» sein und kaum als harmonische fertige Form angesprochen werden können. Runde Räume sind in akustischer Hinsicht weniger bewährt als rechteckige. Mir scheint der rechteckige Raum der natürlichste Kirchenraum zu sein, schon deshalb, weil er sich mit der zwangsläufig sich ergebenden Axe in den reinsten Einklang bringen lässt. Und an einem Ende dieser Axe steht naturgemäss der Redner. Oder ist es logisch und vernünftig, wenn sich der Redner vor einem grossen Auditorium (ich denke an 800 bis 1200 Zuhörer) willkürlich ausserhalb der Mitte aufstellt, wenn er nicht durch irgendwelche Gründe dazu gezwungen wird? Es wäre doch mit mathematischer Sicherheit eine Einbusse in akustischer und optischer Hinsicht die notwendige Folge einer exzentrischen Aufstellung.

In jeder reformierten Kirche, also auch in der Predigtkirche, wird der Orgel und der Sängerempore Bedeutung zukommen, denn bei Festtagen wird wohl überall zum mindesten ein Kirchenchor zur Bereicherung der Feier mitwirken; in grösseren Kirchen kommt oft noch ein Orchester dazu. Niemand wird vernünftigerweise gegen diese Bereicherungen der Festgottesdienste Einwände erheben; es drängt sich die Frage auf, ob gute kirchliche Musik nicht noch häufiger zugezogen werden sollte, als das passendste Mittel zur Bereicherung des reformierten Gottesdienstes. Erfahrungsgemäss will die Gemeinde die Sänger und Musiker nicht nur hören, sondern auch sehen, gerade wie den Prediger auch. Infolgedessen sollten auch Sänger und Orgel im Angesicht der Gemeinde sein. Da aber die Kanzel eine schallreflektierende Rückwand in grösseren Kirchen haben muss, ergibt sich die Notwendigkeit, dass Sängerpodium und die Orgel so hoch über das Schiffniveau zu erheben, dass diese Rückwand für die Kanzel entsteht. Orgel, Sänger und event. Orchester müssen eine einheitliche Klangquelle bilden, die vom Dirigenten beherrscht werden kann. Deshalb muss die Orgel in Verbindung mit dem Sängerpodium stehen und am besten steht sie hinter den Sängern. — Auch der Abendmahlstisch sollte für die Gemeinde sichtbar sein und somit ergibt sich die Aufreihung von Abendmahlstisch, Kanzel, Sänger und Orgel an einem Ende der Längsaxe, an deren anderem Ende naturgemäss der Haupteingang ist. So entsteht auf Grund elementarster, beinahe zwangsläufiger Ueberlegungen der Typus der reformierten Predigtkirche. Niemand wird die Eignung dieses Typus in rein praktischer Hinsicht bestreiten können. Und doch hört man oft Einwände gegen diese Disposition. Sie müssen logischerweise architektonischer Natur sein und da wird die Aufreihung von so vielen Motiven oft angefochten. Also ein Einwand rein formaler, optischer Natur. Warum bewundert man aber so viele Chöre katholischer Kirchen, wo sich ungleich grösserer Reichtum in Form von Kommunionsbank, event. Chorgitter, Chorgestühl, Hochaltar, Glasmalerei usw. anhäuft? Es handelt sich hier wieder einmal um das «wie» und nicht um das «was», d. h. um die Gestaltung, und das ist Sache des Taktes und des Könnens des Architekten. — Emporen sind nötig als Regulatoren des ungleichen Kirchenbesuches.

Zwei Punkte der Kritik am oben entwickelten Typus der axialen Predigtkirche seien noch berührt: die einen wollen der Orgel nicht den wichtigen Platz einräumen, die andern beanstanden den leeren Mittelgang vor der Kanzel. Der Gestaltung der Orgel ist indessen grosse Freiheit gegeben und der Mittelgang ist nicht so breit, dass das Gefühl der Leere aufkommen kann. Ausserdem ist er bei Hochzeiten fast unentbehrlich.

Jede Abweichung von dem oben aufgezeigten Wege zur Gestaltung der reinen reformierten Predigtkirche bedeutet unerbittlich eine Einbusse an Klarheit und Eignung der Kirche. Daran ändert die heutige Tendenz zur Vermeidung jeder Symmetrie à tout prix nichts, das sind Zeitströmungen, die wieder anderen weichen werden. Eine gewisse Trockenheit und Langweiligkeit in der Wirkung der Räume mit axialer Disposition ist schwer zu vermeiden. Diese Schwierigkeit im Verein mit dem Drang nach grösserer Gestaltungsfreiheit mögen mit ein Grund sein, warum sich die Architektenschaft mit weit grösserem Eifer der zweiten Form der evangelischen Kirche zuwendet, ich will sie der Kürze halber «Konzertkirche» nennen. Ihr ausgeprägtester Repräsentant in Zürich ist die St. Jakobskirche. In diesen Kirchen liegt das Sängerpodium nur wenig über dem Kirchenschiff und ist für grosse Chöre berechnet. Davor ist um den Abendmahlstisch noch Raum genug für ein Orchester. Selbstverständlich kann bei dieser Anordnung die Kanzel nicht in der Mitte stehen, sie wird auf die eine oder andere Seite gedrängt und damit ist der Bann der axialen Anordnung gebrochen. Der Einbusse an guter Akustik für die Kanzel und an Sicht für einen Teil der Gemeinde steht die bessere Eignung für musikalische Zwecke gegenüber. Die Vor- und Nachteile dieser beiden Typen werden sehr verschieden gewürdigt. Die Einen sehen in der

[1]) Diese Beweisführung identifiziert jeden Prediger mit Christus! Das ist es, was ich mit meiner Fussnote auf Seite 8 mit Ueberheblichkeit meinte. C. J.

Konzertkirche eine gewisse Profanierung und stellen einen Verlust an Würde fest, die Andern dürfen die grössere Verwendungsmöglichkeit des teuren Kirchenbaues als Aktivum buchen, sicher nicht ganz mit Unrecht. Unter der selbstverständlichen Voraussetzung, dass nur passende und würdige Musik dargeboten wird, darf die Pflege dieser Musik als die geeignetste Bereicherung des evangelischen Kirchenlebens willkommen geheissen werden.

Ich habe bisher immer von der evangelischen «Kirche» gesprochen. Es wird aber oft behauptet, der refomierte Gottesdienstraum sei überhaupt keine «Kirche» mehr, sondern ein Vortragssaal, dem ganz gut weitere, sogar profane Zweckbestimmungen zugeschoben werden könnten. Es sei kein «sakraler Raum» nötig, und die wenigen kultischen Handlungen könnten in einer Feierkirche stattfinden, die dann als reiner Sakralraum gestaltet werden könne. Dieser Vorschlag hat im ersten Moment viel Bestechendes an sich, und zweifellos könnten Trauungen und Taufen in einen derartigen Feierraum verlegt werden. Das Abendmahl ist dagegen an die Gesamtgemeinde gebunden und wird es seinem Sinn entsprechend auch bleiben. Somit haben wir eine Kulthandlung, die unbedingt in der Kirche stattfinden muss, solange der reformierte Ritus Geltung hat. Aber auch mit der Gleichsetzung der Predigt mit irgendeinem profanen Vortrag wird das evangelische Volk nicht einverstanden sein und zwar mit allem Grund. Tatsächlich besteht der Gottesdienst nicht aus der Predigt allein, sondern auch aus dem Gebet und dem Gemeindegesang. Also wird sich der Raum, in dem dies alles stattfindet, von irgendeinem profanen Vortragsraum doch sehr bestimmt unterscheiden müssen. Er wird auch in Zukunft kirchlich wirken müssen und ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich verlange, er müsse auch «Stimmung» haben. Das braucht keine mystisch dunkle «katholische» Stimmung zu sein. Aber eine feierliche Wirkung muss von ihm ausstrahlen, und in je höherem Masse dies der Fall ist, desto besser für die reformierte Kirche. Der starke Prediger hat diese Stimmung nicht zu fürchten und dem schwachen kommt sie zu Hilfe. Die Predigt wird im stimmungsvollen Raum auf einen gewissermassen aufgepflügten, aufnahmebereiteren Boden fallen, als im nüchtern wirkenden, stimmungslosen Raum. Ich habe früher erwähnt, dass nicht immer mit bedeutenden Kanzelrednern gerechnet werden darf. Sie sind sogar so selten wie hervorragende Leistungen in andern Berufen. Wir dürfen an den Stand der Geistlichkeit keine unmöglichen Anforderungen stellen. Wir müssen die Tatsachen nehmen wie sie sind und sie weisen ganz sicher auf die Forderung nach einem feierlich wirkenden reformierten Kirchenraum hin. — Ganz kurz ein Wort zum Programm der «Feierkirche». Theodor Merill hat in Köln eine solche Kirche gebaut. Die Feierkirche ist mit dem Predigtraum durch eine breite Oeffnung verbunden, die durch einen Vorhang normalerweise geschlossen ist. Dadurch entsteht der Eindruck eines Theatersaales, der sich auch dann kaum verwischen lässt, wenn statt des Vorhanges eine Abschlusswand erstellt wird. Auch eine technisch einwandfreie Unterbringung der Orgel wird auf Schwierigkeiten stossen. Solche Raumkombinationen haben unvermeidlich die Schwäche in sich, dass sie keiner der an sie gestellten Anforderungen in vollem Masse gerecht werden. Ich fürchte, dass jeder dieser an sich interessanten Versuche an diesen elementaren Schwierigkeiten scheitern muss.

Nun zum heiklen Thema der Gestaltungsmittel.

Erfahrungsgemäss bietet eine kräftig modellierte Holzdecke die weitaus grösste Sicherheit für die Erzielung einer guten Akustik. Nichts peinlicheres, als ein akustisch schlechter Predigtraum! Auf Grund von Erfahrungen dürfen auch die Querversteifungsrippen, wie wir sie in der Pauluskirche[2]) angewendet haben, als akustisch günstig bezeichnet werden. Sie sind ausserdem wertvoll: sie verringern die Spannweite bedeutend, ohne die Sicht auf die Kanzel zu rauben und blenden die Fenster ab, so dass eine sehr ruhige Raumwirkung ihnen zu verdanken ist. Von grösster Wichtigkeit sind die Raumproportionen. Ich glaube kaum fehl zu gehen, wenn ich den gut proportionierten rechteckigen Raum mit Orientierung nach der Längsaxe als den akustisch günstigsten und sichersten Raum bezeichne. Kurze oder gar quer orientierte, sowie zu hohe Räume sind akustisch gefährlich.

Wichtig ist die Farbgebung. Ein grosser Raum wird kaum ganz weiss oder sehr hell sein dürfen, wenn nicht das Gefühl der Leere aufkommen soll. Oder er sei durch stark wirkende Einzelakzente durchsetzt. Solche Einzelakzente bieten sich in der Kanzel, dem Abendmahltisch, der Orgel usw. dar. Von grösstem Einfluss sind die Lichtquellen und die Lichtmenge auf die Raumwirkung und Stimmung. Mit der axialen Anordnung der Kanzel wird sich die einseitige Lichtführung in einem grossen Kirchenraum kaum vertragen. Einseitige Lichtbeschaffung führt im grossen Raum leicht zu übertriebenen Lichtflächen mit sehr ungleicher Belichtung der Plätze. Absolut zu vermeiden sind helle Fenster im Angesicht der Gemeinde. Versuche, wie Bartnings Pressakirche oder die Dortmunder Nikolaikirche von Pinno u. Grund, die beide die Seiten- und Stirnwände völlig aufgelöst haben, sind sehr problematisch. Vorbedingung ist in jedem Fall die farbige Gestaltung dieser Glaswandflächen. Und da liegt die Gefahr der Verflachung der Glasmalerei und der Buntheit statt der Farbigkeit sehr nahe. Ihre Füllung mit vollwertiger Glasmalerei ist der hohen Kosten wegen fast undenkbar. Diese grossen Glasflächen sind aber auch Anlass zu Luftumwälzungen durch starke Abkühlung, die sich im Sinne von Zuglufterscheinungen in der kalten Jahreszeit sehr unliebsam bemerkbar machen werden.

Und nun zum umstrittensten Stimmungsmittel: zur Malerei und Glasmalerei. Sie waren jahrhundertelang aus der reformierten Kirche so ziemlich verbannt, was wesentlich zur Verödung der Kirchenräume beigetragen hat. In neuerer Zeit hat man sie wieder hereingelassen und diesen Schritt als grosse Errungenschaft betrachtet. In neuester Zeit scheint die bildende Kunst der bilderfeindlichen Tendenz entsprechend wieder aus der Kirche verbannt zu werden, wenn es nach diesen negativ orientierten pessimistischen Prinzipien gehen sollte. Aber damit kommen wir bestimmt nicht weiter. Die Rückkehr zum leeren Raum war nötig, aber sie ist ein Uebergangsstadium und bildet nur die gesunde Grundlage für den weitern Aufbau. Das Schmuckbedürfnis ist ein zu fest im Menschen verwurzelter Aeusserungsdrang, als dass er durch temporäre Strömungen endgültig unterdrückt werden könnte. Seit den Höhlenbewohnern bis heute hat der Mensch seine Wohnung geschmückt und er wird es auch in Zukunft tun. Sollte er ausgerechnet den Raum, der ihm sein Höchstes bedeuten sollte, ungeschmückt lassen, die Kirche? Das wäre eine der Natur des Menschen zuwiderlaufende Forderung. Es handelt sich auch hier wieder um das «Wie», und dass nur grosser Takt und hohes Können zum Ziel führen, ist klar. Nur das Beste ist hier gut genug. Es muss indessen vollblütige Kunst sein, mit indifferenter Leisetreterei ist nichts erreicht. So muss Glasmalerei ihrem Wesen nach satt und voll gestaltet werden und deshalb sorgfältig und bewusst nur dort angebracht werden, wo sie ihre ganze Tiefe entfalten darf. Dann aber kann sie zu höchster Wirkung gelangen. Ich habe weiter oben gesagt, dass eine Ablenkung von einer wertvollen Predigt keinesfalls zu fürchten ist. Gut geschaffene und gut plazierte Werke der bildenden Künste werden aber in hohem Masse dazu beitragen, die Gemeinde in die aufnahmebereite Stimmung zu versetzen, die auch dem Prediger nottut. Ich sehe in der Schaffung dieser Stimmung geradezu das Kernproblem des evangelischen Kirchenbaues. Wie sie erzeugt wird, das wird ewig von der Persönlichkeit des Schöpfers des Raumes abhängig sein.

Wir haben immer nur vom grossen Kirchenraum gesprochen. Die Grundprinzipien gelten selbstverständlich auch für die kleinere Kirche. Aber man ist hier viel freier. Die Sorge um eine gute Akustik ist hier viel kleiner und die «Stimmung» wird sich viel leichter und mit bescheideneren Mitteln erzielen lassen als in der grossen Kirche. Die Kanzel kann unbedenklich seitlich angeordnet werden, doch sollte nach meiner Erfahrung an der Stellung der Orgel und Sänger im Angesicht der Gemeinde festgehalten werden.

Im allgemeinen wird die bauende Kirchgemeinde ein bestimmtes Programm im Sinne einer reinen Predigtkirche oder einer Konzertkirche stellen und damit ist die Aufgabe klar umrissen, sie muss deshalb auch in klarer, überzeugender Form lösbar sein. Sie ist es auch, wenn nicht der gesunde Menschenverstand durch theoretische Verklausulierungen oder sonstige Spitzfindigkeiten getrübt wird.

*

Votum von Arch. K. Egender, Zürich.

Die Frage, ob es einen Sinn hat, Kirchen modern zu bauen, ist viel umstritten. Uns scheint aber, dass der moderne Architekt sich mit dem Problem abgeben muss; schon als Gestalter wird es ihn reizen, einen grossen Raum bauen zu dürfen.

Die Ausrede, die besonders den Intellektuellen geläufig ist, wir hätten kein Verhältnis mehr zum Glauben, ist wohl nicht stichhaltig, sondern eher eine Bequemlichkeit, denn ob wir Wohnhäuser, Fabriken oder Konzertsäle bauen, immer geschieht es für die Bedürfnisse und Gewohnheiten der Menschen. Noch ist vielen die Religion ein Verlangen, das sich besonders in Krisenzeiten und Not zeigt (das gegenwärtige Deutschland ist dafür ein klassisches Beispiel). Gerade deshalb ist heute der Kirchenbau nötig, vor allem, weil er nicht nur ein Bauen für den Einzelnen ist, sondern ein Bauen für die Gemeinschaft.

Seit Jahren wird nach der Form des protestantischen Kirchenraumes gesucht. Wir glauben, dass dieses Suchen erleichtert wird, wenn von dem protestantischen Predigtraum nicht mehr verlangt wird, dass er katholische Stimmung aufweisen muss. Die protestantische Religion ist eben schlichter und sachlicher als die katholische und schon aus diesem Grunde wird der Predigtraum klarer und sachlicher als der Kultraum einer katholischen Kirche. Wenn man aber die protestantischen Kirchen betrachtet, die in den letzten 20 bis 30 Jahren gebaut wurden, kann man bei den meisten feststellen, dass alle Schikanen angewendet wurden, um dem Raum die sogenannte «Stimmung» zu geben. Wir sagen sogenannte Stimmung, denn sie verhindert, dem Raum das zu geben, was protestantisch ist: die Schlichtheit und Klarheit. Die Schlichtheit und Klarheit, die Zwingli verlangte, im Gegensatz zur katholischen Kirche.

Die protestantische Kirche braucht in erster Linie einen Predigtraum. In diesem werden nur vereinzelte symbolische

[2]) Dargestellt in Nr. 1 laufenden Bandes. Red.

Handlungen vorgenommen, im Gegensatz zum Kult der katholischen Kirche; Orgel und Gesang sind schmückendes Beiwerk zum Gottesdienst, sie haben sich daher unterzuordnen. Die Form des Raumes ist durch diese Umstände bedingt. Er darf z. B. nicht lang und schmal sein, wenn er dem Prediger entgegenkommen will. Das ist nicht nur akustisch, sondern auch für die Gemeinde gut, sie kann auf diese Weise möglichst nahe um den Prediger versammelt werden. Die Predigt und das Gebet, die Konzentration verlangen, sollen umrahmt werden von einem Raum, der dies auch zulässt, einem Raum, der nicht ablenkt und den Kirchenbesucher nicht belastet. Er soll nicht die Neugier wecken.

Dass dies nicht von gutem ist, habe ich selber erfahren. Ich wurde in einer Kirche konfirmiert, die ein Gemisch von reformiert und katholisch war: Buntfenster, Ornamente an den Wänden, Schnitzereien, eine schwülstige Orgel und sonst noch viel Zutaten haben so stark abgelenkt, dass ich manchmal aus dem Gottesdienst ging, ohne nur ein Wort von der Predigt gehört zu haben. Der Raum liess einem keine Ruhe, trotzdem er Stimmung hatte. Seitdem hatte ich den Wunsch, einmal eine reformierte Kirche bauen zu dürfen.

Bei der Gestaltung einer reformierten Kirche muss sämtliches Theater weggelassen werden. Der saubere Raum kann gerade wegen seiner Zweckmässigkeit sakral wirken, allerdings nicht in dem Sinne sakral, dass er den Pfarrer, der schwache Predigten hält, die Situation durch Stimmung erleichtert, sondern er muss trotz dem Sakralen die Konzentration auf die Predigt zulassen. Grössen-Verhältnisse, Kanzelwand, Orgel, Lichteinfall und Material-Auswahl genügen als Elemente, ohne viel Kunstkniffe anwenden zu müssen, einen Raum zu schaffen, der sich abhebt von einem gewöhnlichen Versammlungslokal. Er kann auch so religiös wirken, dass darin die symbolischen Handlungen vor sich gehen können, ohne Gefahr zu laufen, profaniert zu erscheinen.

Das zu erreichen, haben wir versucht beim Neubau der «Johanneskirche» in Basel, die jetzt im Rohbau vollendet ist.[1]) Gefordert waren 1000 Plätze. Auf der Empore sind mit Absicht nur 200 Sitze untergebracht; aus finanziellen Gründen konnten wir sie leider nicht weglassen. Es ist ein ziemlich breiter Raum; von dem Grundsatz ausgehend, dass Chor und Gemeinde möglichst eng verbunden werden, ist er nur einige Stufen hoch gelegt. Um nicht zu stark abzulenken, ist die Orgel fast nur angedeutet. Die ganze Rückwand ist in Marmor, bei der Orgel durchbrochen. Die Kanzel ist seitlich angebracht, um nicht überhebblicher Mittelpunkt zu werden. Wir legten auch Wert darauf, dass der Pfarrer nicht in einen leeren Gang spricht.

Die Tragpfeiler stehen hinter der Fensterwand und sind sichtbare Differdinger (die ganze Kirche ist in Eisen konstruiert); sie vermindern den Eindruck zu grosser Spannweite und geben dem Raum Masstab. Auch die Unterzüge sind in sichtbarem Eisen. — Der Lichteinfall erfolgt durch die einseitige, undurchsichtige Glasbausteinwand, die vom Boden bis zur Decke auf die ganze Länge des Raumes angeordnet ist. Wir haben eine Kino-Bestuhlung vorgesehen, denn die üblichen Bänke sind nicht so bequem, um darin lange sitzen zu können.[2])

Zusammenfassend möchten wir sagen, der protestantische Kirchenraum muss alles typisch Katholische weglassen. Er soll Gemeinschaftsraum sein, der schon gefühlsmässig alles zusammenhält, der den Aufenthalt angenehm macht und die Konzentration auf das Wort des Predigers zulässt, was natürlich bei einer kleinen Kirche wesentlich leichter zu erreichen ist als bei einem grossen Raum. — Das Rätselhafte und Geheimnisvolle darf nicht unterstützt werden, denn es führt zum Gegenteil von dem, was die protestantische Kirche will. Es führt zum Unglauben. — Der Raum soll ein Festsaal zu Ehren Gottes für die Menschen sein und nicht zum übermenschlichen, monumentalen Denkmal für Gott werden.

MITTEILUNGEN.

Die Ausstellung Land- und Ferienhaus in Basel ist am 11. d. M. in nahezu fertigem Zustand eröffnet worden. Sie füllt fünf Basler Mustermessehallen und gliedert sich in folgende Abteilungen: I. *Zur Einführung* grundsätzliche Bebauungs- und Baurechtfragen in graphischen Darstellungen (Prof. H. Bernoulli) und Plänen von Einzel-Aausstellern. Hierher gehört auch die Pläne-Ausstellung des Kleinhaus-Wettbewerbs (vergl. Seite 223 letzter Nr.). — II. *Baubedarf und Hauselemente* (Abteilungschef Arch. P. Artaria), als da sind Bausteine, Bauplatten, Putzträger und Bindemittel, Sperrholz, Glas, Beschläge usw., dann Böden und Wände, Decken und Dächer, Fenster und Türen u. a. m. — III. *Wohnbedarf* (Leiter Dr. G. Schmidt) mit den Untergruppen „Der Einkauf" (Boden- und Wandbelag, Heizung, Beleuchtung, Möbel aller Art, Kochen bis zum Geschirr samt Reinigung); „Der Gebrauch", d. h. die Räume für Kochen, Baden, Schlafen, Essen usw., für Sitzen und Liegen usw. — Es folgt eine *Pläne-Ausstellung* von 26 Mitgliedern des BSA und SWB in einheitlicher Aufmachung, und anschliessend, in der grossen Halle V eine von Arch. E. F. Burckhardt betreute *Ausstellung von Kleinhäusern*, in Natura ausgeführt, vom Wanderzelt und Auto-Camp über Pflanzland-Häuschen, Weekend- und Badehäuschen bis zu Ferienhaus, Skihütte und zum Kleinwohnhaus für dauernde Benützung; vertreten sind alle möglichen Bauarten vom Backstein, Formelement und Gussbeton bis zum vorwiegend verwendeten Holz, im Ganzen an die 20 Objekte.

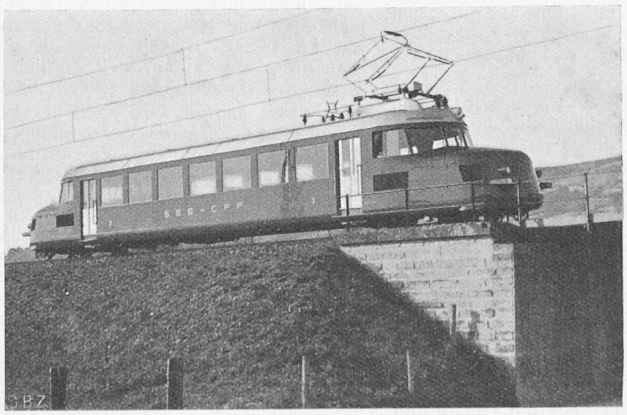
Was an dieser Ausstellung, abgesehen von Neukonstruktionen, wesentlich *neuartig* ist, das ist die *systematische Ordnung* des Materials nach Art und nicht nach Ausstellern. Das erhöht die Uebersicht und die Vergleichsmöglichkeit unter sich verwandter Dinge ganz gewaltig, und man darf sagen, diese Ausstellung ist in *jeder Hinsicht ganz vortrefflich und lehrreich*, eine erstklassige Leistung der Kollegen vom BSA und SWB, wie auch der Aussteller des Baugewerbes aller Kategorien.

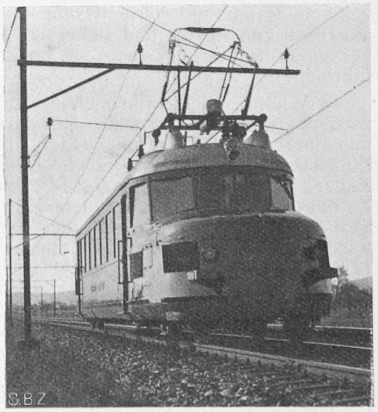
Leider, leider dauert die ganze Herrlichkeit nur noch 14 Tage: die Ausstellung schliesst (wegen des anschliessenden Eidg. Sängerfestes unwiderruflich) schon am 2. Juni. Zudem ist es dem „Werk", als dem berufenen Organ des BSA und SWB, nicht möglich, innert nützlicher Frist, d. h. noch vor Schluss der Ausstellung ihr ein Sonderheft zu widmen, wie sie es verdient. So hat es die „SBZ" übernommen, einer Ehrenpflicht gegenüber allen Beteiligten wie auch einem Bedürfnis der Allgemeinheit zu entsprechen, wenn sie (im Einvernehmen mit Kollege P. M. vom „Werk") die nächste Nummer dieser Ausstellung widmet, so gründlich, als es mit Rücksicht auf die äusserst knappe zur Verfügung stehende Zeit noch möglich ist. Schon heute aber seien die Fachleute, wie auch die ganze an Wohnfragen interessierte Oeffentlichkeit mit allem Nachdruck auf diese Ausstellung hingewiesen. Sie ist das Bedeutendste und in seiner Uebersichtlichkeit Wertvollste (wir sind uns dieser Superlative bewusst), was wir in den letzten Jahren auf diesem Gebiete gesehen haben.

Kerbempfindlichkeit bei Wechselbeanspruchung. In Ergänzung unserer kürzlichen Mitteilungen betreffend Kerbzähigkeit und Dauerfestigkeit von Stählen bei tiefen und hohen Temperaturen (Bd. 105, S. 200 u. 210) weisen wir auf Ergebnisse bei Wechselbeanspruchung von legierten und unlegierten Stählen bei normalen

[1]) Vergl. den Wettbewerbs-Entwurf in „SBZ" Bd. 98, S. 110 (22. Aug. 1931).

[2]) Die Bergbauern von Soglio, offenbar robustere Naturen als die Unterländer, sitzen allerdings seit jeher auf sogar lehnenlosen Balken (s. Abb. 2 auf S. 225). Red.





Elektrischer Leichttriebwagen der SBB — Länge 21,5 m, Tara 32 t, 70 Sitz- u. 30 Stehplätze; 300 PS = rd. 10 PS/t; V_{max} = 140 km/h.